



17 ERKENNTNISSE ÜBER LEADER BLUM

IRMGARD KRAMER



TYROLIA

Irmgard Kramer wurde 1969 geboren und arbeitete zunächst als Lehrerin, bevor sie sich als Schriftstellerin selbstständig machte. Durch ihre Kinderbücher ist sie einem breiten Lesepublikum bekannt und verzaubert kleine und große Leser*innen mit ihren abenteuerlichen und humorvollen Büchern. Für diesen Text ist sie gemeinsam mit PEKS tagelang durch Wien gestreift, war auf der Suche nach der ultimativen Wand, durfte mit Spraydosen herumhantieren und wurde in die Geheimnisse der Streetart eingeweiht.

www.irmgardkramer.at

Österreichischer Kinder- und Jugendbuchpreis | 2019, Preisbuch

2024

© Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Umschlaggestaltung: Nele Steinborn

Grafische Gestaltung und Satz: Kevin Mitrega, Schriftloesung

Schriften: Versus, Scala, PF Spine, Milka Dry

Druck und Bindung: Florjančič, Maribor

ISBN 978-3-7022-4232-9 (gedrucktes Buch)

ISBN 978-3-7022-4242-8 (E-Book)

E-Mail: buchverlag@tyrolia.at

Internet: www.tyrolia-verlag.at

Social Media: Tyrolia Verlag Kinderbuch



IRMGARD KRAMER

17
ERKENNTNISSE
ÜBER
LEANDER
BLUM

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Kunst ist eine grausame Angelegenheit, deren Rausch
bitter bezahlt werden muss.

Max Beckmann



Gemälde: boys escaping the tunnel Öl auf Leinwand. 100 × 70 cm

*Der Künstler ist ein Getriebener,
der nur eines im Kopf hat:
Den Moment so intensiv wie möglich
spürbar zu machen.*
(Winter Winetzki, Kunstkritikerin)

Die Nacht war nebelig. Ich roch das ölige Bahngleis, die Pisse am Bahndamm und Jonas' Haargel. Ich zog mir die Sturmhaube übers Gesicht und hörte Jonas fluchen – die Drahtschere, mit der er ein Loch in den Maschendrahtzaun geschnitten hatte, war ihm auf die Zehen gefallen. Er packte sie zurück in seinen Rucksack und bog den Draht auseinander. Hinter mir knackte es. Ich fuhr herum, blickte ins Gebüsch. Verdammte Katze.

„Was machst du noch? Komm weiter“, drängte Jonas. Wir schlüpften durch den Zaun und liefen an den Gleisen entlang. Wie schwarze Gespenster huschten wir auf Turnschuhsohlen von Schatten zu Schatten, gebückt und mit Rucksäcken voller Farbdosen auf unseren Rücken; nur die Metallkugeln darin klapperten verräterisch – wir hätten Magnete unter die Dosen kleben oder die 800er ohne Kugeln verwenden sollen. Ein Zug quietschte und klang wie der Schrei einer Frau.

„Pass auf“, flüsterte Jonas; immer um meine Sicherheit besorgt. Wir sprangen über die gelbe, kniehohe Metallschiene, in

der Strom floss, und landeten auf einem schmalen Weg aus Steinplatten, der zwischen der Stromschiene und der Tunnelwand entlangführte. Ich ließ Jonas den Vortritt und heftete mich an seine Fersen, von Steinplatte zu Steinplatte. Mit meiner Schulter streifte ich die feuchte Tunnelwand. Züge donnerten hinter Mauern. Wir waren wieder unterwegs! Gab es etwas Besseres? Am liebsten hätte ich Jonas umarmt. Aber er hätte das falsch aufgefasst und mir eine gescheuert.

Mattes Licht von Notlampen beleuchtete den Tunnel. Aus dem Schienengraben kletterten wir auf einen Bahnsteig. Wir bebraten das Allerheiligste: zu beiden Seiten des Bahnsteigs U-Bahn-Wägen, jeder mehrere Waggons lang.

Wir konnten uns aussuchen, an welchem wir unser Masterpiece nach unzähligen gescheiterten Versuchen endlich vollenden konnten. Genau genommen hätte jeder von uns einen ganzen Zug haben können. WHOLE TRAIN FOR ALL OF US. Feiertag im Schlaraffenland.

Wenn wir Glück hatten, würden die Züge stillstehen bis der Morgen graute, wenn wir noch mehr Glück hatten, würden die Züge dem Putztrupp entkommen, der normalerweise dafür sorgte, dass kein Zug mit nächtlich gesprayten Graffiti in die Welt hinausgeschickt wurde. Mein Herz trommelte. Die Vollendung unseres Masterpieces lag zum Greifen nah.

Mehr als ein Jahr Vorbereitung, unzählige Sketche, in jeder freien Minute waren wir über Papier gebeugt gewesen und hatten gekritzelt und gezeichnet, alles wieder auf den Kopf gestellt und von vorne begonnen. Jonas war ein Tüftler. Der gab sich nicht so schnell zufrieden. Er trieb uns beide zu Höchstleistungen, die mir selbst unheimlich wurden.

„Was ist denn mit dir los?“, fragte Jonas und hielt mir Latexhandschuhe vor die feuchten Augen. „Sentimentale Anwandlungen?“

Der konnte mich mal. Ich zog Rotz hoch, riss ihm die Latexhandschuhe weg und zog sie über meine Finger. Dann wendeten wir uns den beiden Wagen zu, entschieden uns für den sauberer, traten zurück und legten unser Piece mit der Kraft unserer Vorstellung über das Fahrzeug. Wir streckten unsere Arme aus, betrachteten durch die gespreizten Finger den Zug, setzten Fluchtpunkte fest und wussten, was zu tun war, um die Perspektive so hinzukriegen, dass das Piece Eindruck hinterließ.

Auch das hatte ich Jonas zu verdanken. Ich wusste nicht, was in seinem Hirn so alles abging, aber irgendwie drehten sich dort ein paar Schrauben mehr. Er sah hinter die Dinge. Er sah das Wesentliche. Er sah, wie etwas gemacht wurde. Technisch hatte er mir so ziemlich alles beigebracht, was relevant war. Und nun konnten wir der Welt zeigen, wie weit wir es inzwischen gebracht hatten. Heilige Scheiße, hatte ich mich auf den Moment gefreut.

Etwas schoss in mein Gehirn, belebend, euphorisierend, explosiv. Zielsicher griffen wir nach den richtigen Farben – Fever, Campari, Vietnam, Tabacco. Wir gaben uns Five und sprayten die Firsts auf das silberne Blech. Den Background fabrizierten wir mit beiden Händen gleichzeitig. Wir reckten uns, bewegten uns in alle Richtungen, waren aufeinander eingespillet. Schnell. Jeder Strich musste sitzen. Zwei Dosen schüttelnd, tänzelte Jonas an mir vorbei. Ich prostete ihm lachend zu. Wir führten uns auf wie vollgekokste Gorillas. Adrenalin war das geilste Zeug im Universum; es sprudelte in unseren Adern wie in einer Fritteuse. Wie sehr ich den beißenden Lackgeruch liebte, den Schweiß, der mir die Sturmhaube an die Haut klebte. Mein Puls raste. In diesem Moment fühlte ich mich lebendig, verdammt lebendig!

Nach dem Pilling zogen wir extradicke Outlines und sorgten für Lichteffekte – sparkling, twinkling, dazzling, glittering, lighty, glary, flashy, crispy, crusty. Wie Feuerwerkskörper funkelten die

Lieblingswörter meiner Muttersprache grell an meiner Netzhaut vorbei und vermischten sich mit den Farben auf dem Zug.

Plötzlich der Widerschein einer Taschenlampe in der Scheibe! Im Tunnel begegnet dir eigentlich nichts. Nichts, außer Kupferdieben, Putztrupps, Ratten und Polizisten. Von keinem dieser Gesellen wollten wir uns die Tour vermasseln lassen. Erschrocken presste sich Jonas den Zeigefinger auf die Lippen. Wir lauschten. Er schüttelte den Kopf. Weiter. Ich wischte mir Schweiß aus den Augen und wollte ein Fenster anmalen, als mich plötzlich ein Dämon ansprang und in die Knie zwang. Mir war, als wollte er mich vor drohendem Unheil warnen. Heftig atmend musste ich mich abwenden, weil ich mir plötzlich einbildete, dass sich im Fenster der Eingang zum stinkenden Schlund der Hölle befand, der mich verschlingen würde, sobald ich hindurchschaute. Verdammt, bisher hatte ich noch nie Skrupel gehabt, eine Fensterscheibe anzumalen, aber meine Nerven waren offenbar kurz davor zu reißen. Es knackte. Das war ein verdammtes Funkgerät! Den Sound kannten wir, hatten oft genug damit gespielt, als wir noch klein waren.

„Bullen!“, keuchte Jonas. Eine Sprechblase aus Flüchen poppte in meinem Gehirn auf, während ich wütend die Kanne in die Rucksäcke warf. Jonas drückte mir meinen Rucksack in die Hand und hängte sich den anderen um. „Weg hier!“, formte er mit seinen Lippen. Auf den Videos von den Überwachungskameras, die überall in der U-Bahn hingen, würden sie uns nicht erkennen; wir sahen aus, wie alle aussahen: speckige Jeans, dunkle Kapuzenshirts, verummigte Gesichter, also nichts wie weg ...

Zwei Polizisten traten zwischen Waggons hervor und sperrten uns den Weg ab, für den Bruchteil einer Sekunde standen wir uns mit einem Abstand feindlich gegenüber. Die durchdringend blauen Augen des einen Polizisten kannte ich besser, als mir lieb war. Sie gehörten meinem Vater. Natürlich. Der Moment hatte ja

kommen müssen. Früher oder später. Später wäre mir lieber gewesen. Beim Abendessen, als ich angekündigt hatte, bei Jonas übernachten zu wollen, hatte er noch von Innendienst geredet, aber an Abmachungen hatte er sich noch nie gehalten. Diese beschissene Begegnung hätte er uns beiden wirklich ersparen können.

„Ist das ...?“, japste Jonas, während wir uns umdrehten und losrannten.

„Ja, verdammt.“ Ich hörte nur noch, wie mein Vater mit seinem Funkgerät um Verstärkung bat, was uns ein paar Atemzüge Vorsprung gab. Ich konnte es ihm wirklich nicht antun, dass er uns erwischte. Seit Jahren war er hinter BLUX her. Er hatte all unsere Graffiti fotografiert, registriert, katalogisiert, geprüft, geordnet und verglichen. Mit den Werken anderer Crews tat er das auch und zu unserer Ehrenrettung musste ich sagen, dass er bei den Werken der größten Mastercrew unserer Stadt, den MÖRVs, wesentlich aggressiver fluchte, als wenn er es mit BLUX zu tun hatte. Mit unseren Graffiti tapezierte er sein Büro und ich hatte ihn schon öfters im Verdacht gehabt, dass sie ihm insgeheim gefielen.

Trotzdem würde er den Schock, wenn er herausfinden würde, dass sein eigener Sohn und dessen bester Freund hinter BLUX steckten, nicht überleben. Noch wahrscheinlicher war allerdings, dass Jonas und ich das nicht überlebten, weil uns mein Vater zwingen würde, das Aerosol aus unseren Kannen zu sniefen, bis wir einen qualvollen Tod starben. Vor allem dann, wenn ihm klar werden würde, dass er an unserer Sucht nicht ganz unbeteiligt gewesen war.

Er würde eins und eins zusammenzählen und sich plötzlich daran erinnern, wie er von einer nächtlichen Verhaftungstour mehrere Kartonschachteln voll neuer Spraydosen mit nach Hause gebracht hatte, weil er zu faul gewesen war, noch einmal ins Präsidium zu fahren, um sie fachgerecht zu entsorgen. Meine Mum hatte ihn tagelang deswegen genervt, weil die Schachteln unse-

ren ohnehin schon engen Flur vollgestopft hatten. Jonas und ich halfen aus, indem wir die Sache buchstäblich in die Hand nahmen und den Inhalt der polizeilich beschlagnahmten Dosen auf unsere Weise entsorgten – wir sprühten sie leer, bis wir Krämpfe in den Zeigefingern hatten und uns die Unterarme beinah abfielen. Wir waren zwölf.

Meinem Vater war ich ständig einen Schritt voraus, weil ich zu Hause täglich gratis wichtige Informationen geliefert bekam. Während ich im Curryreis stocherte und tödliche Langeweile vorzutäuschen versuchte, lieferte er mir bereitwillig alles, was ich wissen musste und das, was ich nicht wissen wollte. Zum Beispiel, wenn wieder ein Sprayer tödlich verunglückte. Trotzdem konnte ich nicht widerstehen.

Mit langen Schritten folgte ich Jonas. Beinah war ich unserem sadistischen Sport- und Zeichenlehrer, dem Drill Sergeant, dankbar, dass er uns wöchentlich mit Intervaltraining quälte. Wir waren so was von fit. Leider war mein Vater genauso fit.

Dicht hintereinander jagten wir durch den U-Bahn-Tunnel. Bloß nicht ausrutschen, neben uns floss Strom in Schienen. Konnte sein, dass man den inzwischen abgeschaltet hatte; das passierte, sobald Eindringlinge gemeldet oder gesichtet wurden. Aber drauf ankommen lassen wollte ich's nicht. Unsere Verfolger hingen uns an den Fersen.

„Notausgangsschacht!“, japste Jonas. „Wir brauchen einen Scheiß Notausgang!“ Aber da war keiner. Oder wir sahen keinen. Meine Lungen brannten. Seitenstechen. Wir zweigten in einen anderen Tunnel ab, rannten um eine Kurve, rissen eine Metalltür auf, rannten über einen Steg aus Eisengitter durch ein unterirdisches Gewirr aus Kabeln und Rohren. Wassertropfen klatschten von der Decke. Hinter uns das Poltern der Polizeistiefel. Das Zucken eines Lichtkegels. Die Silhouette des durchtrainierten Körpers meines Vaters.

Er brüllte etwas. Wir liefen, immer weiter, kamen durch eine Tür aus dem Untergrund, rannten Betontreppen aufwärts, rissen noch eine Tür auf und standen plötzlich in einem Schacht mit einem Parkautomaten und einem Lift. Jonas schlug mit der Faust auf den quadratischen Schalter. Der Lift bewegte sich nicht. Wir jagten die Treppen hoch, weiter durch eine Halle, Rolltreppe abwärts, wir gegen die Fahrtrichtung aufwärts, ich auf Knien, die Rolltreppe wollte mich nach unten ziehen, Jonas packte mich am Arm, half mir hoch, einen gekachelten Gang entlang. Die Puste ging mir aus ... Auch Jonas wurde langsamer ... Kühle Luft drang in unsere Lungen ... Die letzte Treppe. Raus in die Nacht. Jonas blickte nach unten.

„Scheiße! Lauf!“ Aber mein Vater hatte nicht vor, uns laufen zu lassen. Viele Jahre harten Trainings hatten ihn schnell gemacht. Aber auch er hatte seine Schwachstelle, eine, die nur ich kannte: In der Nacht war er halb blind – keiner seiner Kollegen wusste das und er hätte es nie zugegeben, denn fürs Altwerden war er zu eitel, außerdem hätten sie ihn dann in den Innendienst versetzt und das hätte ihn umgebracht.

Mit den schweren Rucksäcken voller Dosen, Brecheisen, Schraubenziehern und Zangen hatten wir keine Chance, gegen seinen ekelhaften Ehrgeiz zu gewinnen, also schleuderten wir sie in einem Hundekack-Park an der schwärzesten Stelle unter ein Gebüsch. Wagen jagten mehrspurig an uns vorbei auf die Außenringautobahn zu und blendeten uns. Sattelschlepper saugten explosionsartig Sauerstoff aus unseren Lungen. Reifen zischten. Ein letztes Mal mussten sie vor einer Ampel halten, bevor es in Richtung Autobahn ging. Bremsen quietschten. Waghalsig nutzten wir eine Lücke, bahnten uns im Zickzack einen Weg über vier Spuren, übersprangen den Mittelstreifen. WUSCH WUSCH WUSCH donnerten die Wagen vorbei. „JETZT!“, brüllte Jonas und rannte über die nächsten vier Spuren. Das Glück war auf unse-

rer Seite. Über eine Fußgängerbrücke. Vorbei an Wolkenkratzern mit Banken und Versicherungen. Wir huschten in eine Seiten- gasse, rissen uns im Dunkeln die Sturmhauben von den Köpfen, tauchten im Theaterviertel unter und zogen so lange durch Seitengassen und Hinterhöfe, bis unser Puls wieder halbwegs normal war.



Gemälde: total balance

Acryl auf Leinwand. 52 × 41 cm

*Die Figuren sind genial angeordnet und beleuchtet.
Wollte man eine solche Szene filmen,
wären dafür umfangreiches Hightech-Material,
Wandschirme und diverse Blenden notwendig.
(Fidel Spörri, Kunstkennner)*

Inmitten eines Kinderspielplatzes blieb Jonas stehen. Er stützte seine Hände auf die Knie und fing an zu lachen, und wenn Jonas anfing zu lachen, musste jeder lachen. Sein Lachen war ansteckender als Ebola. Nur das genaue Gegenteil von tödlich. Wir hielten uns die Bäuche und krümmten uns. Unsere Nasen pufften Wölkchen aus. Erst jetzt bemerkten wir, wie saukalt es immer noch war. Wir sehnten uns nach Sommer. Selbst ein halbwegs anständiger Frühling wäre uns inzwischen recht gewesen.

Nach einem extrem warmen März war der Winter mit voller Wucht und Eiseskälte zurückgekehrt. Etliche unserer Pieces waren nie getrocknet. Dazu brauchte es nämlich eine Mindesttemperatur von vier Grad.

Ich musste an das Kind denken, das einen weißen Fußball an eine Wand geworfen hatte und in Tränen ausgebrochen war, weil der noch feuchte Lack daran kleben geblieben war und auf seine Hosen tropfte. Selber schuld – man schoss keine Bälle auf Kunstwerke.

Viel schlimmer als das fand ich aber die Tatsache, dass mein Weltbild ins Wanken geriet. Ich war davon ausgegangen, dass ich mich auf den Wechsel der Jahreszeiten verlassen konnte: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Aber nicht einmal mehr das war sicher. Das Wetter brach über uns herein. Nach einem Frühling. Was passierte mit uns? All das machte mir große Angst und ich begann zu ahnen, dass das nur die Vorboten von etwas viel Schlimmerem waren, was da auf uns zukommen würde. So viele Blüten waren erfroren. Mit Schaudern betrachtete ich einen Strauch, an dem braune Forsythien verfaulten. Forsythien.

Ich schlötterte. Ach, wäre es doch endlich Sommer. Nur Jonas lachte immer noch. Eines der vielen Fenster öffnete sich. Eine alte Frau streckte ihren Kopf heraus und keifte unschöne Wörter in den Hof. Wir bissen uns auf die Lippen. Ich rieb mir Lachtränen aus den Augenwinkeln und rettete mich auf eine Kippschaukel. Unvorbereitet knallte ich zu Boden. Oh heiliges Steifbein. Ich hatte vergessen, wie instabil so eine Schaukel war. Jonas nahm auf der anderen Seite Platz. Sein Gewicht ließ mich steigen. Wir hoben die Füße vom Erdboden und schwebten im totalen Gleichgewicht.

Omega



In dem Jahr, als ich achtzehn wurde, war der Sommer heißer als sonst. Ursache dafür war ein Hochdruckgebiet, das westlich und östlich von zwei Höhentiefs flankiert wurde. Wenn das Gebilde als Grafik in den Wettervorhersagen dargestellt wurde, sah es aus wie der griechische Großbuchstabe Omega. Ich machte das Omega zu meinem Zeichen. In Erinnerung an die Zeit, in der ich Leander Blum kennenlernte, eine Begegnung, die mein Leben für immer auf den Kopf stellen sollte.

Jenes Omegahoch löste eine Kettenreaktion aus. Es war die Ursache dafür, dass meine Familie und ich jedes Wochenende mit Kühltaschen, Liegestühlen und Badesachen aus der Stadt ins Grüne pilgerten, um in den Schatten der Donau-Auen unser Lager aufzuschlagen. Zu meiner Familie gehörten Monika (meine Mutter), ihr Lebensgefährte Oliver, Charly (mein Vater), seine Lebensgefährtin Ruth, mein Bruder Onno und ich. Unsere Eltern hielten sich für sehr fortschrittlich, denn obwohl ihre Ehe schon lange nur noch auf dem Papier existierte, wollten sie uns den Schmerz einer Trennung ersparen und uns beiden uneingeschränkt zur Verfügung stehen. Sie waren der Meinung, wir hätten Vater und Mutter verdient. Deswegen blieben sie in der gemeinsamen Wohnung und holten ihre Partner, die wie die Jahreszeiten wechselten, einfach dazu. Ich fand das anstrengend, aber Charly war zu feige und Monika liebte Konflikte.

In jenem Sommer also kämpften Charly und Oliver am offenen Feuer um die Gunst unserer Liebe. Oliver brillierte als gertenschlanker Feinschmecker. Er hatte die Gourmet-Küche intus und servierte uns fingergroße Grillspezialitäten aus Außenfleisch, Känguru und Krokodil in Form von Filets oder Spießen, garniert mit zartem Gemüse in Regenbogenfarben; alles bio und öko. Charly hielt tapfer dagegen: fette Steaks vom Discounter, eiskalter Kartoffelsalat aus dem Eimer, ein Kasten Bier und Vanilleeis aus der Familien-Großpackung.

Ich war wie immer für den Kuchen zuständig und hatte, passend zum Eis, Schoko-Erdnuss-Brownies gebacken, dafür war ich um fünf Uhr früh aufgestanden. Das fand ich herrlich. Um diese Zeit gehörte die Küche mir und es war ohnehin zu heiß, um zu schlafen. Ich rührte, knetete und probierte für mein Leben gern neue Kuchenrezepte aus. Diese Brownies hatte ich in eine Thermo-Box gegeben; sie waren – wie ich geplant hatte – noch warm, als viel später das Vanilleeis dazukam.

„Esst!“, trug uns Charly auf und schöpfte großzügig. „Es ist das beste Vanilleeis, das es zurzeit gibt.“ In Badehosen und mit behaartem Oberkörper stand er im Schatten einer Weide und freute sich, weil er wusste, wie gern Onno und ich Eis mochten – gemeinsam mit den Brownies wirklich ein Geschmackserlebnis.

Oliver saß in seinem neuen Designer-Campingsessel, nippte an einem Gläschen Grappa, aß den Brownie mit Begeisterung und hatte große Mühe, nicht mit dem Eis in Berührung zu kommen. „Du bist eine Meisterbäckerin, Lila, du solltest eine von diesen Guerilla Bakeries aufmachen, die jetzt so modern sind.“ Nur das Eis von Charly ließ er unangerührt zerlaufen.

„Jetzt probier's halt“, forderte ihn Monika leise auf. Skeptisch schnupperte er daran, nahm einen winzigen Tropfen Eis auf seinen Teelöffel, schob ihn sich in den Mund, kaute affektiert wie bei der Weinverkostung daran herum und analysierte das Eis: „Palmfett

statt Milch, vielleicht auch Kokosfett, eventuell Analogkäse, Farbstoffe, aufgepumpt mit Sauerstoff. Monsanto dankt.“

„Oliver“, zischte Monika. Aber es war schon zu spät. Ich konnte sehen, wie Charly die Freude aus dem Gesicht kippte, die er uns hatte machen wollen.

„Also ich find's ziemlich geil“, sagte Onno, nahm Charly die ganze Büchse aus der Hand und schaufelte das Vanilleeis großzügig in sich hinein.

Oliver zeigte mit dem Eislöffel darauf. „Nächste Woche zeig ich euch, was wirklich geiles Eis ist!“

„Darauf freuen wir uns, lieber Oliver“, sagte Charly sauer und löffelte alles, was noch in der Schüssel war, alleine aus.

Am darauffolgenden Grill-Wochenende trat Oliver also mit selbst gemachtem Eis den Gegenbeweis an. Ich probierte seit einiger Zeit vegane Rezepte aus und steuerte warmen Kirsch-Mohn-Kuchen bei – ohne Ei.

Oliver hatte recht. Sein Eis war wunderbar cremig, nur leider ein bisschen verseucht mit ungefähr einer Milliarde unsichtbarer Campylobacter, die uns frühzeitig mit grummelnden Gedärmen nach Hause schickten und uns innerhalb weniger Stunden für längere Zeit außer Gefecht setzten. Onno fand das gar nicht mehr geil, und auch sonst niemand.

Über unsere Wohnung wurde Quarantäne verhängt. Wir mussten uns Nachttöpfe und Brech-Eimer von den Nachbarn kommen lassen, weil eine Toilette für uns alle nicht reichte. Vom Fenster aus sah ich zu, wie sich der Sommer zurückzog, wie die Schwäbchen in den Süden flogen, wie die ersten Studenten und die letzten Urlauber zurück in die Stadt kamen. Die Lufttemperatur sank und unsere Körpertemperatur stieg: Besorgniserregend fieberten wir vor uns hin, jeder für sich und kaum ansprechbar; wenn wir nicht so ansteckend gewesen wären, hätte man uns alle zusammen ins Krankenhaus eingewiesen.

An Dienstagen und Freitagen legte uns Yasmin (die Putzfrau, die Monika bezahlte) eine Familienpackung Salzstangen, Klopapier, Cola, Tee und Medikamente vor die Wohnungstür. An Montagen und Donnerstagen legte uns Sandra (die Putzfrau, die Charly bezahlte) eine Familienpackung Salzstangen, Klopapier, Cola, Tee und Medikamente vor die Wohnungstür. Wir konnten weder die Salzstangen noch die Cola bei uns behalten, selbst unsere Eltern waren zu schwach, sich zu streiten. Es dauerte lang, bis wir uns wieder fähig fühlten, am Alltag teilzunehmen. Viel zu lang. Denn zum ersten Mal in meinem Leben verpasste ich den Schulanfang. Was zur Folge hatte, dass ich den Platz nehmen musste, der übrig blieb. Den Platz neben Leander Blum.

Gemälde: döner

Mischtechnik auf Karton. 50 × 50 cm

*Auf geradezu magische Weise werden die banalen Dinge greifbar. Man möchte zubeißen.
(Hiltrud Teufel-Bruckbauer, Kunstsammlerin)*

Wir schaukelten eine lange Weile, sprachen nichts und genossen, jeder für sich, die bittersüßen Nachwirkungen unseres Abenteuers. Die Nacht lag noch vor uns. Keiner erwartete uns – Jonas' Mutter dachte, wir schliefen bei mir zu Hause, meine Eltern dachten, wir schliefen bei Jonas. Sie vertrauten uns. Wir vertrauten ihnen. Der Mond ging über den Dächern auf und schnitt die Silhouetten der Dächer, Kamine und Satellitenschüsseln aus, fehlten nur noch die buckelige Katze und die Hexe auf einem Besen.

„Ich hab tierischen Hunger“, sagte Jonas, stand ohne Vorwarnung auf und ließ mich zu Boden plumpsen. Ich hätte es wissen müssen – diese Gemeinheit hatte er schon als Kind liebend gern praktiziert. Ich rieb mir den Hintern. „Zu Arsim?“

„Unbedingt“, sagte Jonas, legte mir einen Arm um den Hals und wir zogen los.

Auf dem Weg zu unserem Lieblingsdöner verflüchtigte sich das Adrenalin und hinterließ einen schalen Nachgeschmack. Wir vermissten unsere Rucksäcke, trauten uns aber nicht, sie zu suchen – vielleicht hatte sie mein Vater inzwischen gefunden und lauerte hinterm Gebüsch auf uns.

„Wir waren so nah dran, so verdammt nah“, sagte Jonas niedergeschlagen, nahm seinen Arm von meiner Schulter und vergrub seine Hände fröstelnd in den Taschen.

„Verdammt nah dran“, sagte ich, während sich die Melodie eines blöden Songs in meinen Kopf schlich.

„Zug ist scheiße“, stellte Jonas fest. „Wir brauchen eine bessere Location.“

„Eine legale Wand?“

„Also echt!“, empörte sich Jonas. „Nur Toys suchen sich legale Wände, billige Mädchenmaler wie die MÖRVs. Nein, nein, ich denke da an was Großes ... an was ganz, ganz Großes ... an was Verstecktes ... an eine Wand ...“ Er geriet ins Schwärmen, seine Stimme wurde bedeutungsschwer und er zeichnete ausladende Gesten in die Luft; immer wenn er das machte, kam er mir vor wie so ein Shakespeare-Schauspieler im Burgtheater, King Lear oder so was.

„Ich denke an eine große Wand ... an eine große, mächtige Wand ... an eine Wand, an der wir Stunden, vielleicht sogar Tage verweilen können ... an der wir alles aus uns rausholen können und keine Angst haben müssen, jeden Augenblick deinen Vater oder sonst einen Jäger im Genick zu haben. Eine Wand, bei der wir keine Angst haben müssen, dass sie durch unsere Farben gesprengt wird, weil wir die Poren luftdicht verschließen.“

Ich verdrehte die Augen. Manchmal ging mir sein Drang, alles korrekt machen zu wollen und für alles Verantwortung zu übernehmen, echt auf die Nerven.

„Und wo genau soll die Wand sein?“

Er hielt mit dem Gefuchtel inne. „Ich habe absolut keine Ahnung!“ Seine Arme sackten nach unten. „Hast du Geld dabei?“

Natürlich hatte ich kein Geld dabei, ging alles für Kannen drauf und Jonas wusste das. Unseren Eltern waren wir ein halbes Jahr Taschengeld schuldig; sie fragten sich ohnehin schon längst, was wir mit dem Geld machten.

„Essen kaufen“, sagte Jonas regelmäßig. „Wir haben immer wahnsinnig viel Hunger.“ Seine Mutter glaubte ihm kein Wort; sie wusste, dass er gratis von meiner Mum verköstigt wurde, mit mehr, als er essen konnte.

„Ich dachte, du hättest noch was“, sagte ich pro forma. Jonas schüttelte den Kopf.

„Was ist mit deiner Großmutter?“

„Alle Sonderzahlungen sind bis auf Weiteres eingestellt“, sagte er.

Ich seufzte. „Und wie wär’s, wenn du einfach mal dein Zimmer aufräumen würdest?“

„Sonst noch alles in Ordnung bei dir?“

„Du wickelst doch sonst auch alle um den Finger. Räum dein Zimmer auf und sie füttert dich mit Extramünzen wie einen Goldesel.“

„Ich lass mich doch nicht bestechen“, sagte er beleidigt. In dem Punkt war er stur.

Es glich einem Wunder, dass bei Arsim nichts los war. Normalerweise standen sie Schlange bis zur Straße. Wir warfen einen Blick durch die offene Tür. Oh heiliger Döner. Ein verteufelt guter Geruch ließ meinen Magen zappeln wie einen Fisch an der Angel. Arsim schabte am Fleischspieß, entdeckte uns und winkte uns herein.

„Ey, du beide! Zweimal die volle Programm zu die speziale Preis? Eine ohne diese Zwiebeln?“

„Arsim“, sagte Jonas. „Mit uns kannst du normal reden.“

„Sorry“, sagte Arsim.

Arsim war Kosovo-Albaner und studierte Quantenphysik oder irgend so etwas Wahnsinniges. Sein Studium finanzierte er sich mit verschiedenen Jobs. Den in der Döner-Bude hatte er nur bekommen, weil er dem Besitzer einen unausgereiften Türken-Slang um die Ohren geschmiert hatte. Einmal hatten wir ihn am Tele-

fon belauscht, wie er jemandem in astreinem Deutsch bei einem Computerproblem geholfen hatte.

„Also, was ist nun? Einmal mit, einmal ohne Zwiebel?“ Wir machten lange Gesichter.

„Wieder mal pleite, was!“

Mein Magen ballte die Fäuste. „Du kriegst die Kohle zurück, ehrlich“, log ich in der Not. Verdammt, ich brauchte echt was zu beißen.

„Kohle? Wo willst du die denn plötzlich hernehmen? Ihr seid doch chronisch pleite, und bis ihr ein geregeltes Einkommen habt, vergehen locker noch einmal zehn Jahre.“

„Wieso zehn?“, fragte ich. „In einem Jahr sind wir fertig mit der Schule.“

„Ich wette, ihr kommt auf die wenig lukrative Idee, nach dem Abi noch zu studieren.“

„Wenn's so weit ist, such ich mir einen Job in 'ner Dönerbude, oder ich geh ins Fernsehen ... Frag doch den Inder“, äffte ich den Fernsehspot eines Handybetreibers nach. Arsim brach in wieherndes Gelächter aus. Der Fleischgeruch machte mich fertig.

„Was ist mit dir?“, fragte er an Jonas gewandt. Der zuckte nur mit den Achseln, fuhr sich durch die Haare und machte etwas mit seinem Gesicht, das er schon als Kleinkind mit Perfektion beherrscht hatte: Es war, als kramte er die pure Unschuld aus irgendwelchen Vorratskammern. Dann bekam er dieses verlegene Lächeln und sanfte Rehaugen, mit denen er alle hypnotisierte. Plötzlich tat er einem irgendwie leid und man glaubte, ihn ganz fest in die Arme nehmen zu müssen. Jonas, der Engel.

Ich beneidete ihn um diese Gabe. Er konnte jeden Scheiß machen und egal, wie hirnrissig er sich dabei aufführte, keiner war ihm länger als drei Sekunden böse. Bei ihm galt die Unschuldsvermutung. Ich, im Gegensatz dazu, war grundsätzlich immer an allem schuld – prophylaktisch sozusagen, man traute mir nicht

über den Weg, wie allen dunkelhäutigen Schurken dieser Welt. Mein einziges Glück war, dass ich Jonas zum Freund hatte. Wenn einer die anderen von meiner Unschuld überzeugen konnte, dann er. Ich seufzte. Aus heiterem Himmel fing meine Hand zu zittern an. Vielleicht fehlte mir der Schlaf. Ich steckte meine Hand in die Hosentasche und versuchte das Zittern zu ignorieren, während sich Arsim von seinem Charme verführen ließ.

„Jonas, weißt du was, ich schenk dir einen Döner.“

„Und mir?“, fragte ich beleidigt.

„Du zahlst ... Migrantenpech.“ Er grinste so breit wie ein Wassermelonenschnitz. Arsch. Genervt lehnte ich mich an einen Stehtisch und hatte alle Mühe, das Zittern meiner Hand und die damit einhergehende Angst zu ignorieren. Vielleicht war es auch nur die Sorge um das fehlende Geld.

So konnte das nicht weitergehen. Aber als ich die Möglichkeiten durchdachte, verging mir der Hunger – wir hatten keine Zeit, um eine Arbeit anzunehmen, Prospekte oder Zeitungen auszutragen oder so etwas; wir mussten malen, ohne das Malen bekamen wir Entzugserscheinungen, gingen drauf wie Asthmatiker, die keinen Spray bekamen. Jonas ließ die Ketchup-Flasche laut auf und zu schnappen.

„Hör auf“, sagte ich und schlug meine kribbelnde Hand gegen die Tischkante, um sie aufzuwecken.

„Nervös?“, fragte Jonas.

„Hungrig ... ey, I schwör Alta!“

Jonas stellte die Ketchupflasche auf den Tisch. „Steht dir nicht.“

„Was?“

„Dönersprache.“

„Ich mach dich gleich Messer, du.“

Jonas musste lachen. „Das ist echt so was von scheißalt.“

„Funktioniert aber immer noch.“

Arsim stellte uns ein Tablet mit zwei Jahrhundert-Döner hin. Aus dem Fladenbrot quollen saftiges Fleisch, Salat, Gurken, Weiß- und Rotkohl und Joghurtsoße, gewürzt mit Knoblauch, Kreuzkümmel und Koriander. Ich war echt gerührt und deutete einen Kuss an, worauf sich Arsim sofort in Abwehrstellung brachte. „Geht aufs Haus, aber lass deine Pfoten von mir.“ Kopfschüttelnd ging er zurück, um Fleisch vom Spieß zu schaben.

„Boäh!“, rief Jonas aus – er hatte den Döner mit den Zwiebeln erwischt. Wir tauschten. Mit den Dingern hätte man zwei Familien eine Woche lang ernähren können. Wortlos zerlegten wir die Berge aus Essen.

Draußen am Platz tat sich was. Aus der U-Bahn-Station kamen ein paar Leute, die sich beratschlagten, jeder zeigte in eine andere Richtung. Drei davon kannten wir aus der Schule. Der Größte von ihnen hieß Onno und hatte eine Haarmähne der Löwenklasse – seine Silhouette war unverkennbar. Sein Freund Yannick züchtete verzweifelt ein Ziegenbärtchen und trug ausschließlich Tarnfarbenjacken. Der Dritte war Dragan, trug früher seine Dreads wie eine versifft Duschhaube, neuerdings bau-melte nur ein einziger Zopf von seinem sonst kahl rasierten Schädel – Dragan war ein Blindgänger, dumm wie seine Duschhaube, hatte letztes Jahr die Schule geschmissen, von dem kannst du dir jetzt „I love Jesus“ auf den Hintern tätowieren lassen, oder sonst was Schönes, aber Vorsicht, der hat keinen Plan, wie man das schreibt.

Die anderen beiden kannte ich nicht. Der eine war ein gutes Stück älter als die anderen, hatte Schmalzlocken und trug einen schwarzen Mantel mit aufgestelltem Kragen – erinnerte mich schwer an Sherlock Holmes; ich hatte meiner Mum alle Folgen der Serie illegal downloaden und speichern müssen, weil sie keine Lust hatte, ihre Daten bei einem der Anbieter zu hinterlassen. Dieser echte Sherlock-Verschnitt sah beneidenswert gut aus. Und

dann war da noch ein kleines Mädchen mit Mütze. Klein war nur ihr Körper, sonst war sie etwa in unserem Alter.

„Nein, bitte!“, ächzte Jonas; er hatte genau wie ich keine Lust auf die Begegnung – es war immer heikel, mitten in der Nacht Schulkollegen zu treffen, wenn man eigentlich im Heiabettchen schnarchen sollte. Aber natürlich kamen sie genau auf uns zu. Raus konnten wir nicht mehr, höchstens durch den Hintereingang abhauen.

»KEIN RAHMEN WIRD ES SCHAFFEN, MEINER FANTASIE EINE GRENZE ZU SETZEN«

ALS „BLUX“ SIND SIE IN DER SZENE BEKANNT – ZWEI JUNGS, ENGSTE FREUNDE, VERBUNDEN DURCH IHRE BEGEISTERUNG FÜR SPRAYEN, FÜR IHRE ILLEGALEN KUNST.

DANEHEN EIN MÄDCHEN UND EIN NEUER MITSCHÜLER.

ER, LEANDER: VERSCHLOSSEN, UNNAHBAR UND GENAU DESWEGEN INTERESSANT. SIE, LILA: LÄSST NICHT LOCKER UND KOMMT NACH UND NACH DEM GRUND SEINER VERSCHLOSSENHEIT AUF DIE SPUR.

SIEBZEHN ERKENNTNISSE FÜHREN ZU LEANDER BLUMS TRAURIGER WIE INTENSIVER VERGANGENHEIT – UND PLÖTZLICH WIRD EINIGES KLAR ...

DER VIELFACH AUSGEZEICHNETE ROMAN
NUN ALS TASCHENBUCH

ISBN 978-3-7022-4232-9



9 783702 242329

www.tyrolia-verlag.at